

Faisal Hamdo
Fern von Aleppo

Faisal Hamdo

Fern von Aleppo

Wie ich als Syrer in Deutschland lebe

In Zusammenarbeit mit Elena Pirin

 Edition
Körber

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Edition Körber, Hamburg 2018

Umschlag: Groothuis. www.groothuis.de

Umschlagfoto: Körber-Stiftung/Claudia Höhne

Textredaktion: Oliver Domzalski | www.lektorat-domzalski.de

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg |

www.buch-herstellungsbuero.de

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-89684-261-9

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-koerber.de

إلى أمي الغالية، وأبي العزيز..
إلى شقيقتي وأشقائي الذين أدرت معهم أن الشمس هي
ساعة، الفلاحين في النهار.. وأن القمر هو ساعته
العاشقين للصلاة عند الفجر
إلى أرواح كل شهيد الوطن..
إلى وطني المرحم

فصل حدو - هامبورغ ٢٠١٨

*Für alle, die ich im Krieg verloren habe, insbesondere
meine kleinen Patienten.*

*Für meine Mutter, die mir gezeigt hat, dass die Liebe
die größte Macht der Welt ist.*

*Für meinen Vater, der mich stark gemacht und mir beigebracht hat,
dass es für jedes Problem eine Lösung gibt.*

*Für meine Geschwister, ihre Partner und für meine Nichten
und Neffen: Ihr seid mein Reichtum.*

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vom Euphrat an die Elbe | |
| Warum ich Deutschland danken möchte | 9 |
| 1. Schnee in Aleppo | 15 |
| 2. Als mein Opa zum König wurde | 20 |
| 3. Von Ost-Aleppo nach Westberlin | 26 |
| 4. Die Ziege meiner Mutter | 40 |
| 5. Mein Männerleben als »Jungfrau« | 54 |
| 6. Glühwein zum Ramadan | 69 |
| 7. Sieben Kerzen für Leyla | 83 |
| 8. Die Uhr meines Vaters | 95 |
| 9. Bismarck sei Dank | 106 |
| 10. Amtsdeutsch für Ausländer | 121 |
| 11. Händeschütteln in der Sauna | 133 |
| 12. Lorient für Araber | 153 |
| 13. Von Gebetsteppichen und Yogamatten | 167 |
| 14. Mein Silvester 2015 | 181 |
| 15. Vom Glück, Steuern zu zahlen | 196 |

| | |
|--------------------------------------|-----|
| 16. Sonntag ist Wahltag | 209 |
| 17. Der Westen fing in Kiew an | 222 |
| 18. Anruf aus Aleppo | 236 |
| Wie Syrien zu mir kam | |
| Nachwort von Elena Pirin | 249 |

Vom Euphrat an die Elbe

Warum ich Deutschland danken möchte

Ich bin keine Berühmtheit. Weder in Syrien noch in Deutschland. Ich gehöre zu jener namenlosen Masse junger Menschen, die ab 2011 auf die Straßen gingen, um in Sprechchören für ein besseres Leben zu demonstrieren. Ich war gerade 22 Jahre alt geworden. Einige verrückte Wochen lang glaubte ich wie ein kleines Kind daran, dass unsere Politiker endlich im Interesse ihres Volkes handeln würden. So saß ich noch im Juni 2011 im Innenhof der Uni von Aleppo und lauschte zusammen mit meinen Kommilitonen der Rede unseres Staatschefs, der uns Hoffnungen auf Reformen machte – um sie im nächsten Zuge brutal zunichtezumachen. Wir hockten nebeneinander auf dem von der Sonne aufgeheizten Zementboden: Sunniten neben Schiiten, Kurden neben Christen, Studentinnen mit Jeans neben solchen mit Kopftuch oder Schleier – alles junge Syrer. Noch ahnten wir nicht, dass demnächst das große Morden beginnen sollte. Im Namen des syrischen Volkes sollten unversöhnliche Kämpfe geführt werden, die bis heute für endloses Leid und blutige Schlagzeilen sorgen.

Wir, die jungen Syrer, die sich für die Hoffnungsträger des Landes hielten, wussten im Frühsommer 2011 noch nicht, was wir alles aufs Spiel setzten. Die meisten von uns würden ihr Zuhause verlieren, andere ihre Familie und wieder andere das eigene Leben. Wie Tausende anderer junger syrischer Frauen und Männer erlebte ich, wie sich unsere Demonstrationen für mehr Demokratie und Wohlstand in verzweifelte Proteste gegen die Willkür der Regierung verwandelten. Um anschließend zu erleben, wie diese die eigene Bevölkerung zum Abschuss freigab.

Die Mitglieder meiner Familie sowie der Großteil meiner Bekannten zählen statistisch zur offiziellen Zielscheibe des staatlichen Terrors. Warum?, frage ich mich bis heute. Liegt es nur daran, dass wir der sunnitischen Bevölkerung angehören, die seit Jahrzehnten ein Dorn im Auge unserer Herrscher ist? Oder liegt es an der Logik der Kriegstreiber? Braucht man Sündenböcke, um den eigenen Machtanspruch zu legitimieren? Auf jeden Fall war es wohl einfach Pech, dass ich 1989 als Sunnit in Syrien geboren wurde.

Gleichzeitig hatte ich riesiges Glück: Ich bin nicht in den Gefängnissen des Geheimdienstes verhört worden, ich musste keinen Dienst an der Waffe leisten, weder für das Regime noch für seine Gegner. Meine Eltern und auch alle Geschwister sind noch am Leben. Ich konnte aus Syrien fliehen, bevor der Krieg mich endgültig einholte, und ich habe in Deutschland eine zweite Heimat gefunden. Mittlerweile kann ich hier sogar meinen Beruf als Physiotherapeut ausüben. Ich bin ein Sonntagskind, wie man auf Deutsch sagt.

Es sind noch nicht einmal drei Jahre, dass ich hier leben darf. Wie ich zu diesem Privileg gekommen bin, möchte ich in diesem Buch erzählen. Aber auch von den Verpflichtungen und Fragen, die ein solches Glück mit sich bringt. Ich möchte meinen Lesern die Denkweise und die Erfahrungen eines jungen syrischen Einwanderers näherbringen.

Ich hoffe, dass das Buch ein paar Fragen beantworten kann, die viele Deutsche an uns Geflüchtete haben, wie zum Beispiel: Kann man arabischer Muslim sein und trotzdem weltoffen, gebildet und tolerant? Ist es möglich, in ärmlich-patriarchalen Strukturen aufgewachsen zu sein und trotzdem die Werte der Demokratie zu respektieren und zu leben? Kann jemand aus einem Land mit Sommertemperaturen von bis zu 45 Grad wirklich fleißig und leistungsorientiert sein? Muss jemand, der aus einem Kriegsgebiet flieht und Traumatisches erlebt hat, unbedingt eine tickende Zeitbombe sein?

Und mich hat interessiert, warum so viele von »uns« Geflüchteten nach Deutschland wollen. Was finden wir hier, außer Wohlstand und Arbeit? Und wie können wir Einwanderer dieses Land aktiv mitgestalten? Denn es hilft weder unseren Gastgebern noch uns selbst, sich in Vorurteilen einzumauern.

Ich habe in den letzten drei Jahren viele unvergessliche Erfahrungen gemacht und zahllose Gespräche mit deutschen Bekannten und Helfern, mit Arbeitskollegen und Patienten geführt. Wir haben voneinander profitiert: Sie konnten mir meine Fragen in Bezug auf Deutschland und den Westen beantworten, und ich konnte ihnen meine Sicht auf die syri-

sche Tragödie schildern. Dank dieses Austausches gelingt es mir heute besser, Deutschland zu verstehen.

Nicht viele meiner syrischen Landsleute haben diesen privilegierten Zugang zur deutschen Gesellschaft. Deswegen verstehe ich mich auch als Mittler zwischen den Welten. Ich bin in der glücklichen Position, anderen helfen zu dürfen. Als ehrenamtlicher Begleiter versuche ich, Neuankömmlingen aus Syrien und dem arabischen Raum zu erklären, wie das Leben hier funktioniert. Durch sie erlebe ich meinen eigenen Kulturschock des Anfangs wieder, zusammen mit ihnen lache ich über die Tücken der deutschen Sprache und schmunzle über manche Eigenheiten der »Einheimischen«. Auch davon handelt dieses Buch.

»Wer, wie, was? Wieso, weshalb, warum?«, mit diesen Fragen beginnt eine der bekanntesten Kindersendungen im Nachkriegsdeutschland, wie ich in einem Integrationskurs gelernt habe. Ich mag besonders die folgende Zeile: »Wer nicht fragt, bleibt dumm.«

Ohne meine deutschen Freunde wäre dieses Buch nicht möglich gewesen. Mein Dank gilt allen Menschen, die mir hier in meiner neuen Heimat die Kraft und den Glauben an mich selbst gegeben haben, ganz besonders meinen Hamburger Gasteltern. Mein Dank geht auch an meine Co-Autorin Elena Pirin. Und ohne die großzügige Unterstützung meiner Freunde aus Hamburg und Berlin, die ihre Herzen und Häuser für mich und meine Brüder öffneten, hätte ich Deutschland nie erreicht. Ihrem Einsatz ist es zu verdanken, dass wir hier in Sicherheit leben können und vorerst eine Zukunftsperspektive haben. Dank der intensiven Kontakte

zu unseren Helfern und Unterstützern schafften wir es, uns in dieser unbekanntenen neuen Welt zu orientieren. Ich möchte die Stunden, in denen uns meine Gasteltern und deren Freunde auf diverse Ämter begleiteten, nicht zählen. Es kommen sicher einige Arbeitstage zusammen.

Auch etwas anderes, besonders Wichtiges kommt hinzu: Dank der vielen Gespräche und Diskussionen, der privaten Einladungen und Unternehmungen konnten wir – die Gebrüder Hamdo – in kurzer Zeit die hiesige Lebensart kennenlernen. Das war der beste Integrationskurs meines Lebens und sicher einer der Gründe dafür, dass mein Deutsch mittlerweile recht gut fließt.

Ich kann noch nicht sagen, ob wir ein Beispiel für gelungene Integration sind – die Zukunft wird das zeigen. Ich kann nur möglichst vielen jungen Einwanderern solch schöne menschliche Begegnungen wünschen! Gute Taten tragen irgendwann reiche Früchte, daran glaube ich fest – nicht nur, weil ich ein gläubiger Muslim bin.

Faisal Hamdo

Hamburg, im Januar 2018

6. Glühwein zum Ramadan

»Du bist heute aber schick!«, bekam ich von allen Seiten zu hören. Es war Freitagabend, und ein paar Kollegen und ich saßen in einem Lokal im Stadtpark, um den warmen Herbst zu genießen. Ich hatte ein helles Hemd an, darüber eine Strickweste und das schwarze Jackett meines Bruders. Das Lokal füllte sich mit Menschen in Freizeitlook. Wie gut, dass ich eine Jeans angezogen hatte und nicht meine Bewerbungshose. In meinem Bemühen, alles richtig zu machen, fühlte ich mich etwas unwohl. In Syrien wäre es normal gewesen, sich fein zu machen, wenn man mit Freunden, Verwandten oder Kollegen ausging. Zu feierlichen Anlässen, aber auch, wenn ich zur Uni ging, hatte ich meistens ein Hemd getragen. Aber hier in Deutschland? Ganz offensichtlich war ich overdressed für unseren Minibetriebsausflug. Ich fühlte mich an meine erste Zeit in Deutschland erinnert, als ich mich darüber gewundert hatte, dass sich andere Jungs und Männer im reichen Deutschland, wie ich fand, ärmlich kleideten.

Als unsere Getränke kamen, stießen wir an. Meine Kolleginnen und Kollegen mit ihren Bier- und Weingläsern, ich mit meiner Rhabarberschorle. Ich war mal wieder der Einzi-

ge, der keinen Alkohol trank. Gut, dass unser Treffen nicht in den Ramadan fiel, dann hätte ich nicht mal Mineralwasser trinken können.

Eigentlich waren wir hergekommen, um kostenlos dem Konzert der berühmtesten lebenden Rockband der Welt zu lauschen: den Rolling Stones, die im nahe gelegenen Stadtpark ein Konzert gaben und deren Name mir übrigens nichts sagte. In der Kneipe wurde es immer voller. Offenbar waren auch andere auf diese Idee gekommen. Ich schaute mich neugierig um. Die Besucher waren bunt gemischt – Jung stand neben Alt. Abgesehen von ihrem Alter hatten vor allem die Männer etwas Gemeinsames: Man war betont lässig angezogen. Ich saß zwischen Menschen mit abgerissenen Jeans, Lederjacken, Lederwesten, mit Zöpfen oder Tattoos am Hals oder auf dem Schädel. Und alle mit einer Bierflasche in der Hand.

»Ist es auf dem Oktoberfest in Bayern ähnlich?«, fragte ich eine Kollegin, die mal in Bayern gearbeitet hatte.

»Um Gottes willen!«, sagte sie und lachte auf.

In diesem Moment explodierten die Lautsprecher auf der fernen Bühne, sodass ich unwillkürlich zusammenzuckte.

»Moin, moin, Hamburg! How are you?«

Alle in der Kneipe schrien zurück »Moin, Micki!«. Allerdings war Micki nicht die mir bekannte Micky Maus, sondern Mick Jagger, wie ich erfuhr. Dann dröhnte ohrenbetäubende Gitarrenmusik herüber, und das Publikum kreischte. Ich hatte Deutschland nie so laut erlebt! Ab da mussten wir fast schreien, um uns unterhalten zu können.

Ich war noch nie auf einem Rockkonzert gewesen, aber

die Atmosphäre erinnerte mich etwas an die Hochzeitsfeiern, die bei uns in Aleppo im Sommer und draußen stattfanden. In der Regel donnerstags, weil am nächsten Tag alle frei hatten. Diese Feste waren meine ersten und einzigen »Open-Air-Konzerte«: Bühnen wurden aufgebaut, und Livemusik mit Sängern wurde geboten, zur Unterhaltung der bis zu 400 Gäste. Rücksicht auf die Nachbarn wurde nicht genommen – man feierte also mit, ob man wollte oder nicht. Öffentlicher und privater Raum griffen in Syrien eng ineinander, ohne dass jemand auf die Idee gekommen wäre, sich bei der Polizei zu beschweren. Auch hier in Hamburg – mit über 80 000 Fans – hatten sich offenbar die Konzertbetreiber, die Stadt und die Anwohner über die Lärmbelästigung geeinigt.

Als Gast auf einer syrischen Hochzeit zu sein, konnte anstrengend werden: Die Feste dauerten sehr lange, und wenn man nicht mittanzte, fühlte man sich irgendwann fehl am Platze. So ähnlich geht es mir bei deutschen Feiern, auf denen vor allem der Alkohol die Menschen zusammenbringt und die Stimmung lockert. Je später der Abend, desto ausgelassener die Stimmung – das merkte ich auch bei unserem spontanen Betriebsausflug.

Eine Weile hörten wir tatsächlich dem Konzert zu. Zwischen den einzelnen Songs riefen die Rolling Stones dem Publikum irgendwelche Sprüche zu. Die Sänger auf den syrischen Hochzeiten bombardierten die Gäste ebenfalls mit Sprüchen. Das waren allerdings keine Gags, sondern sie verkündeten die Geldbeträge, mit denen das Brautpaar beschenkt wurde: »1000 Lira für die Jungvermählten, von Abu Hassan! Und 2000 Lira von Abu Mahmud.«

Dieser Wettbewerb »Wer schenkt am meisten Geld?« war nie nach meinem Geschmack. Vielleicht träume ich deswegen insgeheim von einer Hochzeit auf einer einsamen Insel.

Ich finde die kleinen, manchmal spontanen Feiern angenehmer. Solche Feste durfte man in Syrien fast jeden Morgen erleben – auf dem Weg zur Schule oder zur Arbeit. Nämlich wenn der Busfahrer eine seiner Musikkassetten einlegte. Als hätten sie sich abgesprochen, hörten die meisten Fahrer morgens die wunderschönen Lieder von Fairuz. Alle Fahrgäste kannten die Songs dieser berühmten Sängerin, einer syrischen Christin, die in den 1950er-Jahren in den Libanon ausgewandert war.

Fuhr man abends mit den öffentlichen Verkehrsmitteln, erschallten andere, nächtliche Lieder aus den Buslautsprechern: klassische arabische Musik von Umm Kulthum, der arabischen Maria Callas, von Nazem al-Ghazali oder von Abdel Halim Hafez. Das sind langsame Stücke über das Verliebtsein oder das Verlassenwerden, die manchmal bis zu einer Stunde dauern können – fast so lang wie meine Busreise. Ich erinnere mich gern an diese späten Fahrten: Nach dem Schuftan auf der Baustelle oder nach einem Seminar an der Uni saß ich müde im Kleinbus, der durch die Dunkelheit rasste. Die warme Abendluft strömte durch die Fenster, ich sah zu den Sternen auf, lauschte der Musik und war gespannt auf das Leben, das mich erwartete. Diese Art zu fahren vermisse ich hier in Deutschland. Als Verkehrsteilnehmer im Bus, in der U- oder in der S-Bahn hört man hier vor allem Durchsagen: über Verspätungen, Sperrungen, Ausfälle, Polizeieinsätze oder einen Schienenersatzverkehr. Das Fahren

dient seiner Hauptfunktion – dem pünktlichen und sicheren Ankommen – und nicht dem Zeitvertreib der Passagiere.

Bei meinen Busfahrten in Aleppo wusste ich allerdings nie, ob ich mit dem Musikgeschmack des Fahrers Glück haben würde oder nicht. Manchmal nervte auch die Lautstärke, wenn ich meine Ruhe haben oder für Prüfungen lernen wollte. Dann kamen sich der öffentliche und private Raum in die Quere.

»Und was machst du, wenn du was zu feiern hast?«, werde ich manchmal gefragt. »Wie kommst du ohne Alkohol klar, wenn du schlecht drauf bist oder abgespannt?«

»Fünf Mal am Tag beten!«, antworte ich dann zum Spaß.

Um ehrlich zu sein, weiß ich es nicht so genau. Wenn es bei meinen Eltern in Aleppo mal Streit gab oder andere Probleme, dann lief ich durch die Straßen – besonders gern, wenn es regnete. »Der Verrückte rennt wieder im Regen herum«, scherzten dann meine Geschwister. Oder ich rief einen Freund an und fragte, ob er spontan Zeit hätte, spazieren zu gehen. Als Teenager trommelte ich ein paar Nachbarjungs zusammen, um gegen den Frust Fußball zu spielen. Es fanden sich immer Freunde, die Zeit hatten.

Die Musik, die abends aus den Cafés in der Nähe der Zitadelle strömte, war ebenfalls gute Medizin gegen die Sorgen einer ungewissen Zukunft. Auch heute überbrücke ich manch einen Moment der Verzweiflung oder des Heimwehs mit arabischer Musik – YouTube sei Dank. Oder ich heitere mich mit witzigen Videos und deutschen Kabarettssendungen auf.

Meine ältere Schwester war die Erste, die sich einen CD-Player anschaffte. Wenn Hausarbeit zu erledigen war oder sie einen Nähauftrag hatte, legte sie eine CD ein, drehte die Musik auf, und so kam manchmal die eine oder andere spontane Hausparty zustande.

Das gemeinsame Musizieren spielt offenbar eine wichtige Rolle bei den Arabern. Vielleicht ist die Musik unsere Droge, die den Alkohol ersetzt? Es gibt die sogenannten »Sitzungen der Heiterkeit«. Für europäische Augen und Ohren muten diese Zusammenkünfte vielleicht nicht besonders heiter an: Mehrere Sänger und Musiker sitzen mit ihren Instrumenten im Kreis auf dem Boden und machen Musik. Und irgendwann wird dazu getanzt. Insbesondere im Irak ist diese Tradition weit verbreitet. Vielleicht gibt es deswegen das Sprichwort: »Hat man Wasser aus dem Tigris, *Didschla*, getrunken, wird man zum Sänger.«

Meine Geschwister und ich haben nicht unbedingt denselben Musikgeschmack. Es gibt mindestens zwei Arten arabischer Musik: die klassische und die volkstümliche Musik. Entfernt wäre das mit E- und U-Musik in Europa zu vergleichen.

Ich gehöre zu den altmodisch anmutenden Anhängern der klassischen arabischen Musik. Ich kann mich aber auch mit der Volksmusik arrangieren. Diese unterscheidet sich je nach Ort, Landstrich oder Region. Sehr populär ist der *Shaabi*-Stil, der gern auf Hochzeiten gespielt wird: Musik zum Feiern und Tanzen, die vor allem von einfachen Menschen in den ländlichen Gebieten gehört wird. Auch meine Schwestern und meine jüngeren Brüder haben das gerne ge-

hört. Von der Oberschicht wird der *Schaabi* belächelt – aber trotzdem auf manch einer Hochzeit gespielt.

Auf einer deutschen Hochzeit war ich noch nie – dafür aber auf einigen Geburtstagspartys. Sogar der Hamburger Hafen feiert jährlich Geburtstag! Dass Geburtstage hierzulande sehr wichtig sind, habe ich mittlerweile gelernt.

Ich habe meinen Geburtstag zum ersten Mal gefeiert, als ich studierte. Das war etwas absolut Neues für mich und wurde von meiner Verlobten organisiert, als Überraschung. Sie selbst hatte wenig Erfahrung mit solchen Partys, war aber irgendwie auf diese Idee gekommen. Ich habe damals ihrer rührenden Geste keine große Bedeutung beigemessen. Warum sollte ich überhaupt meinen Geburtstag feiern, wer bin ich denn, fragte ich mich. Aber als wir ein paar Monate später ihren Geburtstag begingen, zusammen mit ein paar Freundinnen und Freunden, sah ich die Freude in ihren Augen. Sie hätte, glaube ich, gerne häufiger solche Feste gefeiert, denn sie war diejenige, die mich jedes Jahr an meinen Geburtstag erinnerte. Ich weiß nicht, ob sie jetzt regelmäßig feiert.

Ich frage mich wirklich, warum Menschen ihre Geburtstage feiern. Soweit ich weiß, ist das ein relativ junger Brauch. Gefeiert wurden früher allenfalls die Geburtstage von Herrschern oder Gottkönigen. Die Katholiken und die orthodoxen Christen haben bis vor ein paar Jahrzehnten wohl vor allem ihre Namenstage gefeiert; in protestantischen Gebieten kamen Geburtstagsfeiern ab dem 19. Jahrhundert in Mode. Aber vielleicht feiert man einfach die Freude darüber, dass es diesen einen Menschen gibt.

In Syrien gibt es keine Meldepflicht für Neugeborene, egal, ob man im Krankenhaus oder zu Hause geboren wird. Erst einige Zeit nach der Geburt fährt man zu einem Meldeamt, meist viele Kilometer in die Geburtsstadt der Vorfahren entfernt, und lässt den Namen ins Familienbuch eintragen. Nicht selten gibt man bei Jungen den 1.1. des nächsten Jahres als Geburtstag an, damit er bereits älter ist, wenn er zum Militär muss – was immer etwas Bedrohliches hatte. In den letzten Jahren vor dem Krieg haben aber auch bei uns immer mehr Jugendliche große Geburtstagspartys gefeiert, sicher auch unter dem Einfluss von Facebook, YouTube & Co.

Obwohl in meiner Familie keine Geburtstage begangen wurden, habe ich mich als Kind immer gefreut, wenn eine meiner Tanten zu mir sagte: »Du bist aber schon wieder gewachsen!« Darauf war ich sehr stolz! Hätten wir meinen Geburtstag gefeiert, dann hätte ich mich vielleicht noch mehr gefreut. Aber eine eigene Feier, zu der wir Freunde einladen konnten, haben wir nicht vermisst, wir Kinder spielten ohnehin jeden Tag gemeinsam. Und dass man zum Geburtstag Kuchen und Geschenke bekommt, wussten wir nicht.

Diese Freude würde ich gern eines Tages in den Augen meiner Kinder sehen. Meinen eigenen Geburtstag feiern zu müssen, damit fühle ich mich aber überfordert. Für mich ist das ein gewöhnlicher Tag, und erst die Frage der anderen: »Wann hast du Geburtstag?«, erinnert mich daran, dass ich vielleicht feiern sollte, wenigstens alle paar Jahre. Vielleicht ist es sogar meine bürgerliche Pflicht oder mein Beitrag zur Integration, eine Feier auszurichten? Oder wenigstens eine Einweihungsparty?

Möglicherweise tue ich mich mit dem Feiern auch deswegen schwer, weil ich nicht weiß, wie ich das mit dem Alkohol regeln soll. Kann ich eine Party machen, ohne Bier, Wein oder wenigstens Sekt anzubieten? Soll ich alkoholfreies Bier und alkoholfreien Sekt hinstellen? Als gläubiger Muslim dürfte ich eigentlich nichts anbieten, was meinen Gästen zu einem Rausch verhelfen kann. Andererseits empfiehlt der Islam, dass man sich, ohne bestimmte rote Linien zu überschreiten, den Sitten seiner jeweiligen Umgebung anpassen soll.

Musik dürfte ich hingegen als »Rauschmittel« einsetzen. Aber wie ließe sich ein Musikstück, bei dem die Sängerin »Kisses Down Low« ins Mikro stöhnt, mit meiner Moral vereinbaren? Was ist mit den Texten von Bushido? Und darf ich eine CD von Rammstein annehmen, wenn man sie mir schenkt? Soll ich ein Geschenk eigentlich sofort auspacken oder erst später? Überhaupt ist das mit den Geschenken so eine Sache: In Syrien wird man hauptsächlich zum Zuckerfest, zum Opferfest, zur Hochzeit oder nach einer bestandenen Prüfung beschenkt. Und es gilt als Unsitte, das Geschenk sofort auszupacken. Hierzulande darf und soll man das Geschenk sofort bewundern und sich bedanken. Vielleicht muss ich bei meinen künftigen Geburtstagen zweierlei Maß anlegen: bei den deutschen Gästen das Geschenk sofort auspacken, bei den arabischen erst nach der Party.

Ich habe meine erste Party mit deutschen und westlichen Jugendlichen noch gut in Erinnerung. Es war in Berlin, zu den Zeiten meines dritten Deutschkurses. Die schöne Italienerin Vittoria, mit der ich mich angefreundet hatte, war mit

einer anderen Frau aus unserem Kurs in eine WG gezogen, und so luden die beiden zu einer Einzugsparty ein.

Ich war sehr aufgeregt.

»Was bringt man denn mit zu einer Party?«, fragte ich meinen Gastvater, »bei uns schenkt man schöne Kaffeetassen, Gläser oder Blumen. Und hier?«

»Man nimmt eine Flasche Wein oder Sekt mit oder etwas zum Essen«, sagte er.

Da Alkohol nicht meine Baustelle ist, entschied ich mich für einen Blumenstrauß und eine Schachtel Pralinen. Mit den Blumen lag ich richtig, und die Pralinen landeten neben dem Tiramisu auf dem langen Buffet mit den mitgebrachten Köstlichkeiten. Seither weiß ich, dass es keine Party ohne Nudelsalat geben darf. Und dass es in Deutschland unter jungen Leuten völlig normal ist, sich Essen und Trinken zu wünschen. Sogar die Männer bringen manchmal selbst gebackenen Kuchen mit.

Das kenne ich aus Syrien nicht. Wenn man dort eingeladen ist, wird man förmlich gemästet. Es ist sozusagen Ehrensache, dass die Gäste erst aufhören zu essen, wenn sie kaum noch laufen können. Vielleicht ist das eine Art sozialer Kontrolle bei uns – man möchte nicht, dass die anderen sagen, die Familie habe kein Geld, um ihre Gäste satt zu machen. In ärmeren Ländern ist die Frage, ob das Essen für alle reicht, jedenfalls wichtig für den Status. Im reichen Europa hingegen zählt eher gesundes und nicht zu üppiges Essen, eine entsprechend schlanke Figur – und ein teures Auto.

Auf der Party von Vittoria musste keiner verhungern und vor allem – keiner verdursten. In der Küche standen Kisten

mit Bier, und jeder neue Gast steuerte eine Flasche Wein oder Sekt bei. Unsere Russin aus dem Kurs brachte Wodka und Cola mit. Was die wohl alle vorhaben?, fragte ich mich im Stillen.

Nach der Wohnungsführung standen wir gut gelaunt am Buffet und plauderten – junge Menschen aus verschiedenen Ländern der Welt. Unser Deutsch war schon gut genug, um Witze zu machen. Zwischendurch wurde in kleinen Plastikgläsern etwas Hochprozentiges herumgereicht, was auf ex getrunken wurde, wie ein Medikament im Krankenhaus. Von den zehn bis zwölf Gästen war ich der Einzige, der keinen Alkohol trank und arabisch aussah. Eine der Partybesucherinnen fragte mich irgendwann: »Willst du Auto fahren?«

»Nein, ich bin mit der Bahn da«, sagte ich.

»Und warum trinkst du nicht? Aus religiösen Gründen oder aus Prinzip?«

»Beides«, lächelte ich.

Gegen 11 Uhr abends kam ich endgültig ins Staunen. Auf dem Sofa machten es sich zwei Pärchen bequem und begannen zu knutschen. Was würde jetzt meine Verlobte denken, wenn sie hier wäre?, fragte ich mich. Sie hätte mir nie im Leben erlaubt, sie in der Öffentlichkeit zu küssen.

Ich kam mir an diesem Abend in gewissem Sinne wie ein Außerirdischer vor – war ich die falsche Person in der falschen Situation, oder war ich im falschen Land gelandet? Heute weiß ich, dass man das Kulturschock nennt – und es war nicht die letzte befremdliche Erfahrung. Ich habe mich dran gewöhnt, mich ab einem gewissen Moment wie ein Zuschauer zu fühlen, was das Trinken angeht. Manchmal tref-

fe ich sogar Menschen, die auf Alkohol verzichten, obwohl sie keine Muslime sind. Wie zum Beispiel die buddhistische Kursteilnehmerin aus Berlin, die aus religiösen Gründen gar nicht erst zu Victorias Party kam. Ich feiere überall gern mit, solange man mich nicht zum Trinken zwingt. So funktionieren für mich Zusammenleben und Toleranz.

In Aleppo hatte ich einige Kommilitonen, die Christen waren und Alkohol tranken, und wenn wir zusammensaßen, tranken sie ihr Bier der Marke Al Shark und ich meinen Chai. In den christlich dominierten oder touristischen Stadtteilen von Aleppo, Latakia oder Tartus wurde öffentlich Alkohol ausgeschenkt. Es war dann jedermanns freie Entscheidung, etwas zu bestellen oder nicht. Dort gibt es auch spezialisierte Läden nur für Alkohol.

Auch in den eher muslimisch geprägten Stadtteilen Aleppos gab es Menschen, die tranken. Man konnte sogar Betrunkene sehen, aber das waren meist Arbeitslose oder Menschen mit sozialen und familiären Problemen. Man wusste auch, dass manche Reiche heimlich zu Hause tranken. Unter den Kaufleuten, die viel auf Reisen waren, war das sogar üblich.

Insgesamt war Alkohol in unserer Gesellschaft aber eher negativ belegt. Er galt als etwas, das einerseits der Gesundheit schadet und andererseits den Geist und die Standhaftigkeit schwächt.

In den ersten Monaten in Deutschland fand ich das bestätigt, als ich auf den Straßen Hamburgs, Berlins oder Frankfurts viele verwahrloste Menschen beobachtete, die nie allein, sondern immer in Gesellschaft einer Flasche waren. Offenbar kann man das Elend, die Kälte und den Dreck mit

Alkohol besser ertragen. Solche Bilder kenne ich aus Syrien nicht. Auch die hohe Zahl alkoholkranker Patienten, die ich in meinem beruflichen Umfeld erlebe, ist für mich völlig neu.

Übrigens ist mir das Verhalten angetrunkener und enthemmt fröhlicher deutscher Partygäste nicht ganz fremd. Auch bei Hochzeiten und Festen in Syrien wirkten viele Menschen wie betrunken – obwohl es keinen Alkohol gab. Waren das Glückshormone, die beim Tanzen ausgeschüttet wurden? Oder der bloße Rausch durch die Musik?

Wenn ich mit Kollegen oder mit Freunden einen Hamburger Weihnachtsmarkt besuche, beobachte ich immer fasziniert, wie die festliche Stimmung mit all den Lichtern und Düften sich auf die Menschen überträgt. Wie damals, in meinem ersten Winter in Deutschland. Es war November 2014. Ich war neu in Berlin und sah voller Verwunderung, wie die Stadt ein ganz neues Kleid anlegte. Lichter und Figuren des Weihnachtsmanns, *Papa Noel*, wie wir ihn in Syrien nennen, waren überall zu sehen.

Am ersten Advent lud mich meine Berliner Gastfamilie auf einen Weihnachtsmarkt ein. Es war ein kleiner, gemütlicher Markt in ihrem Stadtteil, ein guter Einstieg für einen Weihnachtsanfänger. Am interessantesten war für mich zu beobachten, wie sich meine Gasteltern veränderten, die sonst eher zurückhaltend sind. Wie alle anderen Besucher tranken auch sie den »glühenden Wein«, wie ich ihn damals nannte: ein Getränk, das köstlich duftete, die Wangen rot machte und das Lachen lauter. Ich nippte an meinem Apfelpunsch, knabberte an meinen gebrannten Mandeln und

wunderte mich, dass meine Gasteltern mit so vielen Leuten ins Gespräch kamen. Sie kannten offenbar viel mehr Menschen in ihrem Stadtteil, als ich dachte.

Heute wird mir klar, dass ich schon damals einen kleinen Kulturschock erlitten habe: Man trank in der Weihnachtszeit gemeinsam Alkohol, um sich in Feierstimmung zu versetzen! Glühwein zum heiligen Fest, Glühwein zum Ramadan – wie war das möglich?

Mittlerweile habe ich mich an dieses Paradox gewöhnt. Wenn ich mit meinen Kolleginnen und Kollegen um einen Tisch auf dem Weihnachtsmarkt stehe, dicht nebeneinander, lachend und erzählend, habe ich das warme Punschglas in der Hand – und sie den Becher mit dem »glühenden Wein«. Und ich sage mir: »Ja, so ist das hier mit dem Weihnachten, und es ist schön, dass du dabei bist, Faisal, auch wenn du immer ein bisschen fremd bleiben wirst!«